

ZU FUSS UND MIT PFERDEN D

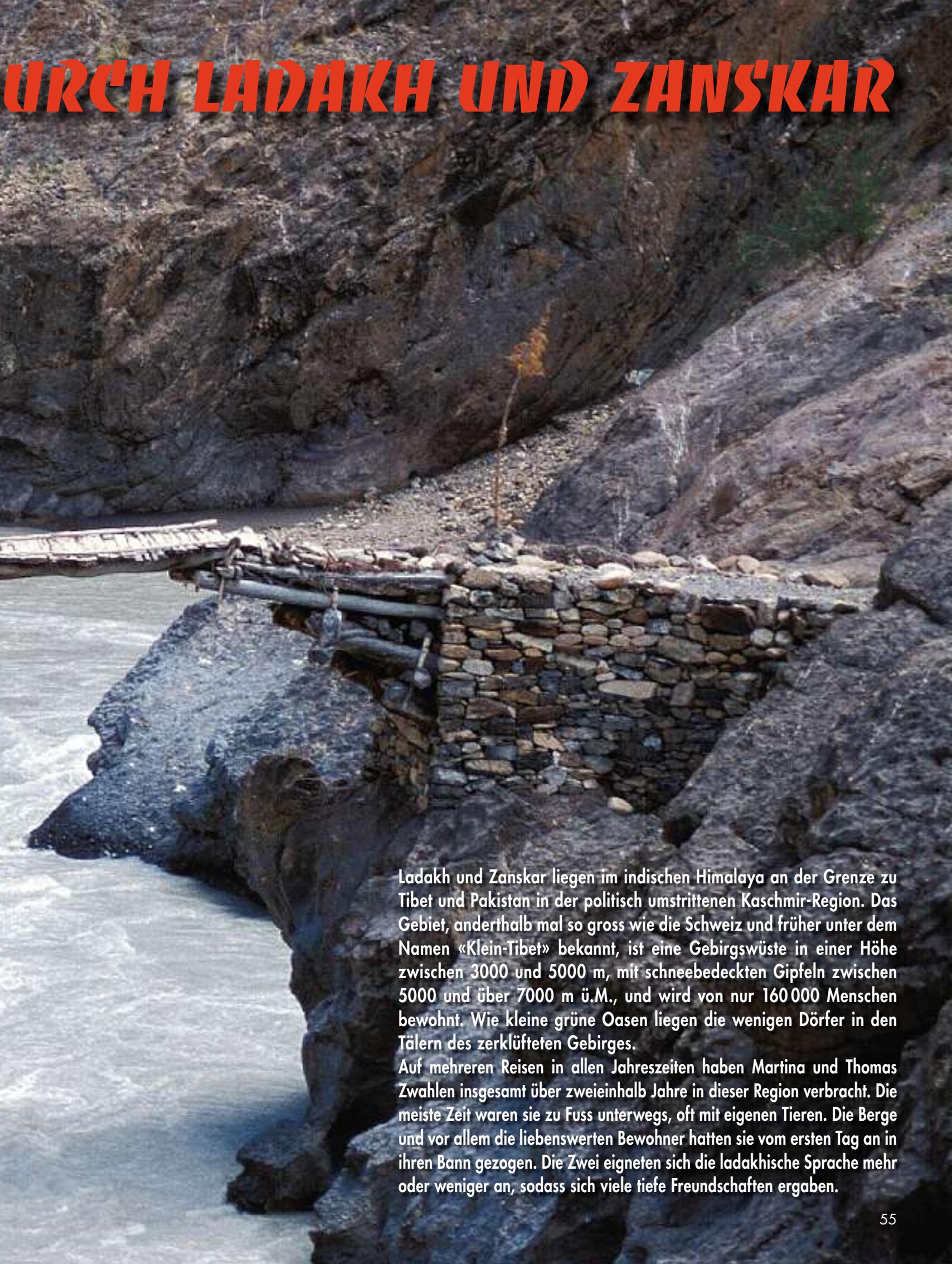
Durch Gebirgswüsten und weglose Schluchten,
über Fünftausender-Pässe und Nomadensteppen zu liebenswerten Menschen

Von Thomas Zwahlen (Text und Bilder)

Zanskar ist berühmt-berüchtigt für seine eisigen Flussthroughquerungen, da ist diese «stabile» Brücke über den Tsarap-Fluss eine willkommene Erleichterung..

Im Oktober und November 2006 erzählen Martina und Thomas Zwahlen live von ihren einzigartigen Abenteuern – mit ihrem Diavortrag «Himalaya: mit Pferden durch Ladakh und Zanskar». Tourneepplan siehe www.explora.ch.

URCH LADAKH UND ZANSKAR



Ladakh und Zanskar liegen im indischen Himalaya an der Grenze zu Tibet und Pakistan in der politisch umstrittenen Kaschmir-Region. Das Gebiet, anderthalb mal so gross wie die Schweiz und früher unter dem Namen «Klein-Tibet» bekannt, ist eine Gebirgswüste in einer Höhe zwischen 3000 und 5000 m, mit schneebedeckten Gipfeln zwischen 5000 und über 7000 m ü.M., und wird von nur 160 000 Menschen bewohnt. Wie kleine grüne Oasen liegen die wenigen Dörfer in den Tälern des zerklüfteten Gebirges.

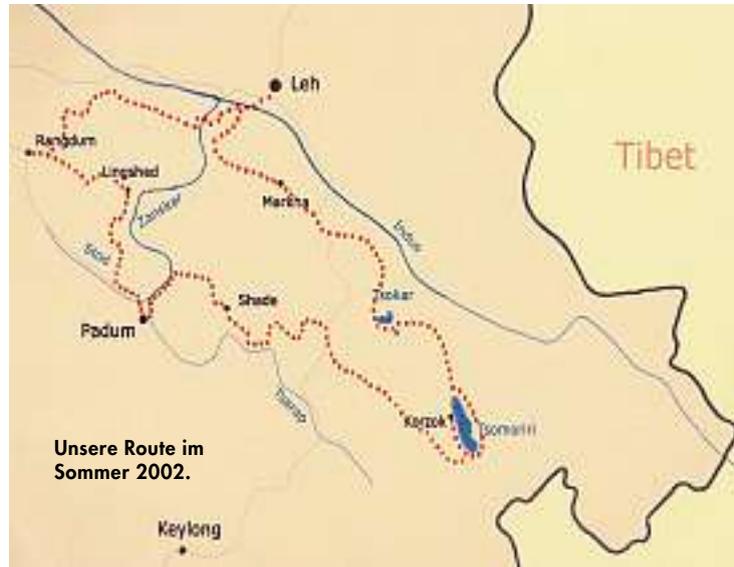
Auf mehreren Reisen in allen Jahreszeiten haben Martina und Thomas Zwahlen insgesamt über zweieinhalb Jahre in dieser Region verbracht. Die meiste Zeit waren sie zu Fuss unterwegs, oft mit eigenen Tieren. Die Berge und vor allem die liebenswerten Bewohner hatten sie vom ersten Tag an in ihren Bann gezogen. Die Zwei eigneten sich die ladakhische Sprache mehr oder weniger an, sodass sich viele tiefe Freundschaften ergaben.



Unser Esel ist nicht nur eigensinnig, sondern oftmals direkt störrisch.

Es ist heiss, der Schweiß läuft uns über den Rücken und die Nerven liegen blank. Martina und ich sind mit mittlerweile sieben Einheimischen seit einer halben Stunde am Schieben und Ziehen – aber ohne Erfolg. Was sich so erfolgreich gegen unsere Bemühungen wehrt, ist ein kleiner brauner Esel. Und seit einer knappen Stunde erst sind wir die Besitzer des Tieres. Aber nicht seine Meister, wie er uns deutlich zu verstehen gibt!

Das Problem ist die Brücke über den Indus, die unser Tragtier auf keinen Fall betreten will, geschweige denn überqueren. Morup, der alte Mann mit der riesigen Zahnlücke, zieht vorne. Er



Unsere Route im Sommer 2002.

meint, der Esel hätte Hunger. Wir werfen ihm einen grossen Haufen Heu hin, den er in kürzester Zeit wegputzt. Auf die Brücke will er trotzdem nicht. Nawang, ein junger Hirte, der uns seit Beginn geduldig schieben hilft, rät zu roher Gewalt. Aber den Esel zu prügeln scheint uns keine Alternative zu sein. Tsering, der listige tibetische Flüchtling, hat dann die rettende Idee.

Frei nach dem arabischen Sprichwort «Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, muss der Prophet zum Berge kommen» laden wir das Gepäck von unserem Tragtier ab. Zuerst tragen wir das Gepäck und anschliessend den recht verdutzten Esel über die Brücke.

Auf zum Himalaya!

Doch nun der Reihe nach. Kaum lernte ich in der Schule lesen, erlebte ich abends unter der Bettdecke mit der Taschenlampe und Büchern die grössten Abenteuer. Am liebsten war ich mit Heinrich Harrer auf der Flucht über den Himalaya und dann «Sieben Jahre in Tibet». Besonders beeindruckte mich die Passage, wo Harrer auf seinem Weg nach Lhasa seinen störrischen Esel gegen ein Yak eintauschte – das sich als noch widerspenstiger erwies. Seither träumte ich viele Nächte von den hohen Bergen im Himalaya und den dort lebenden Tieren.

1998 mache ich mich mit Martina auf, diesen Traum zu verwirklichen. Mit einem Zeitrahmen von anderthalb Jahren und einem Oneway-Ticket fliegen wir los. Unser Reisetart in Indien verläuft recht mühsam. Nach unserer Wintersaison als Skilehrer in der Lenzerheide sind

Links: Scheues Nomadenkind.

Rechts: Der 4500 Meter hoch gelegene Tsomoriri-See erscheint wie eine Fata Morgana in der kargen, braunen Umgebung.





Der alte Königspalast von Leh steht zwar leer, aber in den Strassen und auf den Märkten des Hauptortes herrscht emsiges Treiben.

die 48 Grad in Delhi ein veritabler Schock. In einer dreitägigen Busfahrt, bei der abgesehen vom dauernd plärrenden Radio wahrscheinlich jedes mechanische Teil des Busses einmal geflickt werden muss, flüchten wir in die Kühle der Berge.

Endlich erreichen wir Lamayuru mit seinem imposanten tausendjährigen Kloster. Das Wetter schlägt um und es schneit einige Tage. Wir starten dennoch unseren Fussmarsch nach Leh, dem zehn Tage entfernten Hauptort von Ladakh. Aber bereits nach drei Tagen renkt sich Martina bei einer Kletterei im Schnee des fast 5000 Meter ho-

hen Konze PASSES die Schulter aus. Unter grossen Schmerzen können wir ihre Schulter wieder einrenken. Aber die nächsten zwei Monate wird nichts sein mit Rucksacktragen.

Fünf Wochen Eseleien

Niedergeschlagen kämpfen wir uns zurück ins letzte Dorf, wo uns die Einheimischen freundlich aufnehmen. Bei Buttertee und Tsampa denken wir über unsere weitere Zukunft nach. Plötzlich läuft die Lösung unseres Problems am offenen Küchenfenster vorbei: ein kleiner Esel mit zwei grossen Säcken auf



Alter Mann in Kanji. Brillen jeglicher Art sind neuerdings der grosse Hit.

dem Rücken. Wir müssen dabei gleich wieder an Heinrich Harter mit seinem Esel denken und beschliessen, es auch so zu probieren. Ein Esel soll den Rucksack von Martina tragen.

In Spituk, einem kleinen Dorf unweit von Leh, werden wir fündig. Es ist Liebe auf den ersten Blick. Braun und zottelig mustert uns der kleine Esel mit einem neugierigen Blick. Seine langen Ohren sind dauernd in Bewegung und scheinen uns zuzuwinken. Dass der Besitzer verdächtig schnell in den Handel einschlägt, fällt uns in der Euphorie nicht auf.

Den Grund dafür finden wir ja dann an der Indusbrücke ziem-

lich schnell heraus. Sogar für die Gattung Esel scheint unser «Bumbum» besonders störrisch zu sein. «Bumbum» war die Antwort des vorherigen Besitzers auf die Frage nach dem Namen des Esels. Wochen später finden wir dann heraus, dass er eigentlich «Bungbu» meinte und das schlicht und einfach das Ladakhiwort für Esel ist. Nach dem harzigen Start raufen wir uns doch noch zu einem Team zusammen. Nur seine Abneigung gegen Wasser und Brücken kann «Bumbum» auf dem ganzen Trekking nicht überwinden. Aber mit einer Eselin oder einem Pack Biscuits als Lockvogel meistern wir auch





Unsere Pferde Pippi und Paldan geniessen den Feierabend.



Nomadenjunge.

diese Hindernisse. Allerdings brauchen wir für die dreiwöchige Tour gut fünf Wochen.

Zwei volle Sommerhalbjahre reisen wir in dieser Ecke des indischen Himalaya, die meiste Zeit davon zu Fuss. Unterwegs treffen wir viele Einheimische und mit manchen von ihnen verbindet uns seither eine gute Freundschaft. Speziell zu Lobsang und seiner Familie in Spituk fühlen wir uns hingezogen. Viele Wochen wohnen wir in ihrem Haus. Diese Zeit gibt uns einen tiefen Einblick in das ladakhische Familien- und Dorfleben. Auch unsere ersten Brocken der ladakhischen

Sprache eignen wir uns hier an. Nachdem wir ihre Küche himmelblau gestrichen haben, werden wir als vollwertige Familienmitglieder aufgenommen.

Der alte Harrer-Yak-Traum

Zwei Jahre sind vergangen und wir stehen wieder in Leh am Flughafen. In der unglaublich klaren Luft meint man, die Berge berühren zu können. Der 6153 Meter hohe Stok Kangri wacht majestätisch über das Indus-tal und seine Dörfer. Als erstes besuchen wir unseren Freund Lobsang in Spituk. «Dschullee, dschullee» – den ladakhischen

Gruss hören wir aus allen Häusern. Es kommt uns vor, als wären wir nicht weg gewesen. Die Familie sitzt wie gewohnt um den Ofen. Auf dem Ehrenplatz, dem warmen Ofen am nächsten, sitzt wie immer der Meme (ladakhisch für Grossvater).

Meme schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, als wir ihm von unseren Plänen für diesen Sommer erzählen. Mit dem Esel sind wir auf den Geschmack gekommen und wie Heinrich Harrer würden wir es jetzt gerne mit einem Yak probieren. «Unmöglich» meint der Meme. Wir wissen aber, dass er meistens zuerst mal schwarz sieht. Wir schauen

unseren Freund Lobsang an. Auch er gibt zu bedenken, dass die Yaks hier selten oder gar nicht als Tragtiere gebraucht werden. Seine Idee, es mit Pferden als Tragtiere zu versuchen, wie es auch die Einheimischen machen, scheint uns aber vernünftig. Der Meme findet auch diese Idee nicht gut. Nach seinem Gesichtsausdruck zu schliessen, scheint er sich wohl zu überlegen, ob er uns aus der Familie wieder ausschliessen soll.

2-wöchiger Pferdehandel

Die Suche nach Pferden gestaltet sich weit schwieriger als da-





Unterwegs immer in der gleichen Reihenfolge.



Rupshu-Hochplateau mit Tsokar-See in der Ferne.

mals beim Esel. Zwei Wochen wandern wir im Industal von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Nach dieser Zeit kennen wir sämtliche blinden, lahmen und dreibeinigen Pferde, denn das ist alles was uns angeboten wird. Fast schon beginnen wir zu glauben, der Meme hätte wohl recht. Doch da entdecken wir eine weisse Stute, die uns geeignet scheint, und auch ein brauner Wallach steht plötzlich zum Verkauf. Doch so einfach geht's nicht. Die Preisverhandlungen ziehen sich noch weitere zwei Wochen hin. Ein solcher Kauf wird in Ladakh nicht überstürzt. Als wir dann noch eine Flasche Rum auf den Kaufpreis von je ca. 300 Franken «drauflegen», ist der Handel perfekt.

Die Namen für die Pferde sind schnell gefunden. Der Wallach ist ein stattliches Pferd, wir taufen ihn Paldan, was frei übersetzt soviel heisst wie edel. Bei der weissen Stute ist es noch einfacher, von der Pippi Langstrumpf hat sie nicht nur den Namen, sondern auch die Sommersprossen auf der Nase und vor allem die Flausen im Kopf, wie wir bald merken.

Ein kleines Problem aber haben wir noch. Wir haben beide keine Ahnung von Pferden. Als Dreijähriger warf mich mein Schaukelpferd böse ab und seither wollte ich nichts mehr von Pferden wissen. Wir vereinbarten darum mit dem Verkäufer, dass er uns einen Kurs im Hufeisen-nageln gibt. Das stellt sich als eine äusserst kurze Vorführung heraus, nach acht Minuten sind die Eisen drauf. In Ladakh wird nicht heiss geschmiedet, die Hufeisen werden kalt aufgenagelt.

Links: Kloster Pibting nahe Padum, Zaskar.

Rechts: Die Bühne für die traditionellen Tänze der Nomadenhochzeit ist die endlose Weite der Changthang-Hochebene.

Wir merken sehr schnell, dass nicht das Nageln, sondern vielmehr das Material das Problem ist. Es gibt hier grundsätzlich keine Hufeisen, die die Form des Hufes haben. Zudem sind die Nägel zu gross und passen nicht in die Löcher. Auch der Hammerstiel überlebt, wenn's gut geht, gerade mal zwei Dutzend Schläge. Deshalb haben wir neben 30 Hufeisen für den Sommer auch noch einen Reservehammerstiel mit im Gepäck.

Proviant für drei Monate

Endlich ist es soweit, wir sind abmarschbereit. Nur unsere Pferde

sind nicht zu finden. In Ladakh lassen die Einheimischen ihre Pferde frei laufen, wenn sie nicht gerade gebraucht werden. Und diese können sich überall auf einem Gebiet von mehreren Quadratkilometern verteilen. Wir haben es natürlich auch so gemacht. Einen ganzen Tag verbringen wir nun mit Suchen – doch nichts. Ausgerechnet der Meme hilft uns am nächsten Tag bei der Suche. Er findet sie dann auch, als die Pferde gerade versuchen, den Indus zu durchschwimmen – und stürzt sich als Nichtschwimmer mutig in die Fluten. Wir glauben fast, er ist mittlerweile ein bisschen stolz

auf uns. Denn wir und die Pferde sind bereits Gesprächsthema Nr. 1 in der ganzen Gegend.

Neben unserer Ausrüstung haben wir beim Aufbruch Lebensmittel für drei Monate und einen riesigen Sack Gerstenkörner und Stroh für die Pferde im Gepäck. Trekking in Ladakh ist ein dauerndes Auf und Ab. Wenn man das 3500 Meter hohe Industal verlässt, geht es zuerst einmal nur aufwärts. Schon nach wenigen Tagen überqueren wir den ersten 5000 Meter hohen Pass. Zum Glück wissen wir bei diesem anstrengenden und schweisstreibenden Aufstieg noch nicht, dass in diesem





Die buddhistischen Klöster sind stets aufs Neue ein spektakulärer Anblick.



Mönche in einer Arbeitspause beim Buttertee trinken.

Sommer noch zwei Dutzend weitere so hohe Pässe folgen werden.

Nach zwei Wochen erreichen wir das Rupshu-Hochplateau auf einer Höhe von 4500 bis 5000 Metern. Hier hat es praktisch keine festen Siedlungen und die Gegend wird einzig von Nomaden mit ihren Yak-, Schaf- und Ziegenherden durchstreift. Von früheren Aufenthalten her wissen wir, dass sich die Nomaden um diese Jahreszeit in dieser Gegend aufhalten. Aber wir treffen keine Menschenseele und es vergeht mehr als eine Woche, bis wir plötzlich in der Ferne am Salzsee Tsokar Zelte sehen.

Wir müssen zweimal hinschauen – nicht drei, vier Zelte wie üblich, sondern über 50 grosse Nomadenzelte stehen dicht zusammengedrängt da.

Nomadenhochzeit

Im Lager herrscht ein emsiges Treiben. Mittendrin dürfen wir unser Zelt aufstellen, das bei den Nomaden immer ein bemitleidendes Kopfschütteln hervorruft. Wie kann man nur in einem so winzigen Zelt wohnen und dazu noch ohne gemütliches Yakmistfeuer? Bald erfahren wir auch den Grund für den Grossaufmarsch der

Nomaden an der Quelle von Pangunagu: eine Hochzeit steht an. Wir werden eingeladen, die nächsten Tage in dem Lager zu bleiben, um die Hochzeit miterleben. Zwei Mönche kommen aus einem mehrere Tagesmärsche entfernten Kloster. In einem grossen Nomadenzelt findet der spirituelle Teil der Zeremonien statt. Zwischendurch wird viel getanzt. Der eintönige Gesang hallt über die endlosen Weiten. Die Männer haben wertvolle Brokatkleider aus ihren Säcken hervorgeholt und im Rhythmus der Musik machen sie langsame Tanzschritte im Staub der Steppe.

Während dem ganzen Fest werden Unmengen von Chang, dem ladakhischen Gerstenbier, getrunken. Nach drei Tagen ist der Changvorrat aufgebraucht und der Bräutigam und seine Verwandten machen sich auf ins Lager der Braut, das einen guten Tagesritt entfernt liegt. Dort werden die Hochzeitsfestivitäten noch einige Tage weitergehen. Wir vermuten, dass der Onkel des Bräutigams den letzten Kübel Chang wohl alleine getrunken hat. Dreimal steigt er aufs Pferd und dreimal fällt er auch wieder runter, bevor die Gesellschaft endlich losziehen kann, beladen mit





Zum Melken werden die Ziegen in Doppelreihe gestellt, Hörner verflochten.



Zwei «Nomadenfrauen» knebeln die Ziege fürs Scheren.



Tibetischer Nomade, der mit seiner Herde vor mehr als 40 Jahren über die Grenze nach Ladakh geflüchtet ist.

Fleisch, Fellen und Wolle als Geschenk.

Als die Delegation aufbricht, fegt plötzlich eine Windhose über die weite Ebene aufs Lager zu. Für einen kurzen Moment stehen wir im Sandsturm und halten uns Nase, Augen und Ohren zu. Als die Sicht wieder klar wird, erkennen wir, dass die Windhose zwei grosse Nomadenzelte einfach zerfetzt hat. Ob das wohl ein gutes Omen für die Hochzeit ist?

Yaks, Dzoes, Ziegen, Pferde

Am Salzsee Tsokar wurde bis vor einigen Jahren noch Salz abgebaut. Dieses weisse Gold wurde damals von den Nomaden nach Zanskar oder über den Himalaya in den Süden transportiert und gegen Gerste und getrocknete Aprikosen eingetauscht. Der Bau von Strassen in den letzten Jahrzehnten hat aber das Leben im Himalaya verändert. Selbst in entlegene Regionen führen jetzt Jeep-Pisten und die meisten Güter werden auf den Strassen transportiert, der Karawanenhandel ist fast komplett verschwunden.

Ohne den früher wichtigen Handel leben die Nomaden jetzt praktisch nur noch von der Viehwirtschaft und der Unterstützung der indischen Regierung. Die meisten Familien haben grosse Herden von Yaks, Schafen und Ziegen. Das reine Yak ist selten geworden. Die meisten der heutigen Tiere sind Kreuzungen mit Kühen. Diese werden Dzo respektive Dzomo (männliche und weibliche Kreuzung) genannt, sind deutlich weniger störrisch und geben auch ein bisschen mehr von der begehrten fetthaltigen

Milch. So ein Hochleistungs-Dzomo kann schon mal auf 1½ Liter Milch pro Tag kommen! Die Nomaden bekommen grosse glänzende Augen, wenn wir ihnen von unseren Kühen und deren Milchleistungen in der Schweiz erzählen. Wenn sie dann aber hören, wie viel Futter diese am Tag verschlingen, sind sie mit ihrem Vieh aber wieder ganz zufrieden.

Die Dzoes und Dzomos sind aber auch kräftige Tragtiere und tragen den Nomaden ihr ganzes Hab und Gut von einem Weideplatz zum nächsten. Das wohl wichtigste aber ist der Mist der Dzoes, ohne den wäre ein Überleben auf dem baumlosen Hochplateau nicht möglich. Er wird sorgfältig gesammelt und ist, von ein paar Büschen abgesehen, das einzig verfügbare Brennmaterial zum Kochen und Heizen.

Für den täglichen Fleisch- und Wollebedarf halten die Nomaden Schafe. Bargeld verdienen sie aber mit ihren Ziegen. Wir kennen die Wolle dieser Ziegen als Kaschmirwolle. Die feinste Qualität, die Paschminawolle, wird den jungen Ziegen aus der Brust gekämmt. Ein Kilo dieser Wolle bringt den Nomaden etwa soviel Geld, wie ein Lehrer in einem Monat verdienen kann. Der gute Preis hat dazu geführt, dass immer mehr Ziegen gehalten werden, was aber ökologische Folgen hat. Die Ziegen rupfen häufig das Gras mitsamt den Wurzeln aus und die Weideflächen werden so immer karger.

Zur Zeit wird hier der Verdienst noch nicht in Autos investiert, wie das in Leh seit einigen Jahren der Fall ist, sondern wie seit Jahrhunderten in Pferde. Ein schnelles Pferd ist der ganze Stolz der Nomaden. Was durchaus verständlich und nachvollziehbar ist auf dem weitläufigen Hochplateau. Der grösste Traum eines jeden Nomaden ist, einmal

eines der Pferderennen in der Umgebung zu gewinnen.

Nomadentag

Wir geniessen diese Zeit bei den Nomaden sehr. Frühmorgens kurz vor vier Uhr rüttelt es jeweils an unserem Zelt und der alte Grossvater von nebenan bringt uns einen dampfenden Buttertee ans Bett. Wir haben uns so gut eingewöhnt, dass wir die ranzige Butter nicht mehr bemerken.

Dann beginnt das Lager zu leben. In den Zelteingängen erscheinen verschlafene Gesichter und die Hunde geben nach einer ganzen Nacht Gebell endlich Ruhe. Ihre Aufgabe, die Bewachung der Tierherden vor Wölfen oder Schneeleoparden, ist vorbei und so verbringen sie den Tag mit Schlafen. Ausser es nähert sich ein «goser» (Gelbkopf, so nennen die Ladakhis häufig uns westliche Touristen), der natürlich unbedingt laut angebellt und vertrieben werden muss. Nicht immer bleibt es beim Bellen, einmal hat mich ein Hund auch am Arm gepackt. Dank meiner dicken Daunenjacke blieb ich unverletzt und der Hund hat noch Stunden später an den feinen Federn gewürgt – selber schuld! Nur bei windigem Wetter fliegen seither Federn um mich herum...

Am Morgen werden die Tiere gemolken. Die Nomaden stellen dazu die Ziegen und Schafe in langen Doppelreihen auf und verflechten auf kunstvolle Art die Hörner ineinander. Nach dem Melken wird die Milch zu Butter oder Yoghurt weiterverarbeitet.

Salzsee auf 4500 m Höhe

Wenn's allein nach uns gegangen wäre, hätten wir noch lange bleiben können, aber Pippi und Paldan drängen zum Aufbruch.

Durch die mehreren tausend Tiere der Nomaden ist die ganze Umgebung fein säuberlich abgeweidet und unsere zwei Pferde müssen lange Strecken laufen, um noch ein bisschen Gras zu finden.

Unser nächstes Ziel ist Korzok, die einzige feste Siedlung in der Gegend am 4500 Meter hohen Tsomoriri-See. Dieser Ort ist das Winterhauptquartier der Tsomoriri-Nomaden. In der Regel leben sie ein bis zwei Monate pro Jahr in den kleinen Steinhütten, den Rest des Jahres ist das Zelt ihr Zuhause. In Korzok hat es auch ein Kloster und wir hoffen, rechtzeitig zum jährlichen Klosterfest dort einzutreffen.

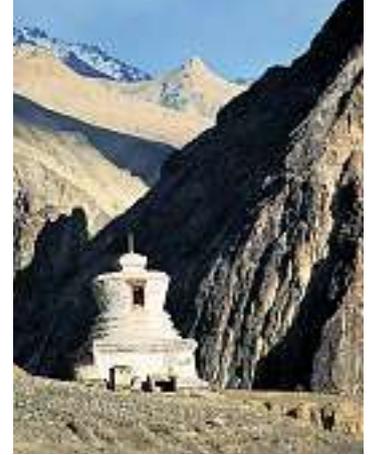
Wieder geht's bergauf. Auf der Passhöhe des 5500 Meter hohen Yalung Nyau La angekommen, verschlägt es uns fast den Atem. Wie eine Fata Morgana liegt der unglaublich tiefblaue Tsomoriri-See in dieser kargen, braunen Steppenlandschaft. Das Wasser ist salzhaltig und bleibt es auch, da der See keinen Abfluss hat. Die Verdunstung regelt den Wasserstand.

Klosterfest

Im Klosterhof in Korzok wimmelt es nur so von Nomaden. Viele von ihnen haben ebenfalls tagelange Wanderungen hinter sich, um das Fest zu besuchen. Die Mönche führen mit farbenprächtigen Masken Tänze vor. Mit diesem Schauspiel wird dem Volk, das häufig nicht lesen kann, der Buddhismus, seine Geschichte und Philosophie näher gebracht.

Viele der Masken stellen furchterregende Schutzgötter dar und häufig geht es bei dem Schauspiel um das Leben und Wirken des Padmasambhava. Im 7. Jahrhundert hat dieser indische Tantriker den Buddhismus von Indien in den Hima-

Grosses Nomadenlager an der Quelle von Pangunagu.



Einsamer Chörten im Markha-Tal.

laya gebracht. Er hat die bösen Böngottheiten bekämpft, besiegt und anschliessend zu Beschützern der buddhistischen Lehre gemacht. Ihm und seinem Wirken begegnen wir immer wieder in Ladakh.

Unser Pferd liegt ab

Die Nomaden ziehen nach dem Fest zurück zu ihren Herden und auch wir machen uns wieder auf den Weg. Es sind einsame Tage und Wochen in dieser kargen Gebirgslandschaft. Unsere einzige Abwechslung sind die neugierigen Kyangs, die tibetischen Wildesel. Obwohl sie vom Aussterben bedroht sind, können wir in diesem Gebiet oft grosse Herden beobachten.

Nun gehen wir Richtung Zanskar – und sind bald in einer «anderen Welt». Vorbei ist das gemütliche Steppenwandern. Auf vielfach schwindelerregenden Pfaden steigen wir über steile Pässe oder balancieren an tiefen Schluchten entlang. Nicht nur wir, auch unsere Pferde müssen sich an das oft schwierige Gelände gewöhnen, aber schon bald gehen sie fast so sicher wie Ziegen.

Eines Abends kommt Pippi plötzlich freiwillig vom Gras zurück und legt sich vor unsere Füße. Da stimmt etwas nicht! Sie beginnt zu röcheln und Schleim läuft ihr aus der Nase. Wir halten ihren Kopf im Arm und beten. Nach etwa einer halben Stunde scheint sie sich zu erholen und noch etwas wackelig steht sie wieder auf. Das halbe Himalaya-Gebirge fällt uns vom Herzen. Pippi hat eine «Ladhar»-Blüte, eine hochgiftige Pflanze, gefressen. Zum Glück war sie schon verblüht und nicht mehr ganz so gefährlich, so dass

Die Schluchten von Zanskar sind tief, steil und wild. Hier die schwierige Schlucht nach dem Pass Ralakung La.



Bröckliges Gestein in steilen Schluchten: Ein Fehltritt könnte das Ende sein.



Martina mit Pippi bei einer von vielen Flussdurchquerungen.

wir am nächsten Tag mit Pippi weiterziehen können.

Tal des blauen Mohns

Nach drei Monaten Wanderung durch Weiten und Schluchten erreichen wir unser erstes grosses Etappenziel, Padum, den Hauptort von Zanskar.

In Padum lernen wir den einheimischen Amin kennen, der eine «Skischule» in Zanskar gegründet hat. Das interessiert uns als Skilehrer natürlich sehr. Pippi und Paldan sind ebenfalls sehr interessiert – am grünen, saftigen Gras hinter Amins Haus. Amin wollte mit der Skischule eine Beschäftigung für die lokale Bevölkerung im langen Winter anbieten. Skier sind zudem oft die einzige Möglichkeit, sich im tiefen Schnee fortzubewegen. Er zeigt uns stolz die Ausrüstung. An einigen Stücken wären bestimmt unsere Museen interessiert. Nur wenige Zanskaris können Skifahren und wir versprechen Amin, irgendwann im Winter wiederzukommen und Skiuunterricht zu geben.

Unseren Pferden gefällt die Wiese hinter dem Haus so gut, dass wir beschliessen, ihnen eine zweiwöchige Pause zu gönnen. In dieser Zeit erkunden wir die Umgebung von Padum. Für Martina als Floristin und Blumen-Narr erfüllt sich ein lang gehegter Traum. Auf einen Tipp Amins hin steigen wir hoch in ein Seitental und sehen dort zum ersten Mal den berühmten, seltenen Blauen Mohn blühen.

Geheimnisvoller Pass

Wir wollen vor dem Winter wieder zurück in Leh sein. Auf unserer (handgezeichneten) Trekkingkarte haben wir einen Pass entdeckt – den Ralakang La. Doch haben wir bisher niemanden getroffen, der uns darüber Bescheid geben konnte.

Einige Einheimische in Padum versichern uns, der Weg über den Pass sei kein Problem.

Wir füllen erneut unsere Provianttaschen und machen uns auf den Weg. Nach einigen Tagen stehen wir auf dem Pass und sehen schon bald die zwei, drei Häuser des Dorfes Ralakang dahinter. Doch warum den Pass fast niemand kennt, wenn er so leicht zu überqueren ist, ist für uns ein Rätsel. Die Leute staunen, als sie uns kommen sehen. Wie in jedem Dorf in Ladakh werden wir auch hier herzlich eingeladen.

Bei Buttertee und Tsampa fragen wir unsere Gastgeber nach dem Weiterweg. Die Mutter des Hauses lässt vor Schreck beinahe die Tasse fallen und die Grossmutter schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. «Wo wollt ihr hin? Das ist unmöglich», bedrängen sie uns. Die Schlucht auf dem Weiterweg wäre mit Pferden nicht zu passieren; danach hätte es einen unüberquerbaren Fluss namens Oma chu.

Auf rutschigen Pfaden

Wir werden unsicher. Umkehren hätte einen Umweg von zehn Tagen zur Folge, die Schlucht und der Fluss scheinen jedoch ganz nah zu sein. Wir beschliessen weiterzugehen. Die Leute hängen uns für eine sichere Weiterreise weisse Glücksschleifen um den Hals.

Das Tal wird schon bald zur Schlucht und die Abhänge links und rechts werden beängstigend steil. Immer wieder sehen wir Fussspuren. Als die Schlucht aber so eng wird, dass wir im Flussbett nicht mehr laufen können, ist der Weg zu Ende.

Der linke Hang scheint nicht ganz so steil. Ich steige los und versuche mit einem Pickel, Tritt für Tritt in den abgerutschten Hang zu schlagen. Nach einer halben Stunde harter Arbeit

in schwindelerregender Höhe erreiche ich weiter vorne das Flussbett. Langsam balanciere ich zurück, um Martina abzuholen, die mit den Pferden gewartet hat. Paldan führe ich an der Leine. Als er aber merkt, wo es hingeht, bleibt er stehen und schaut mich fragend an. Ich glaube, eine Mischung aus Angst und Vertrauen in seinem Blick zu bemerken. Die Verantwortung für die Pferde lastet schwer. Darf ich sie in diese Abhänge führen, wo ein Fehltritt den sicheren Tod bedeuten würde?

Da schubst mich Paldan von hinten mit seiner Nase an und nimmt mir die Entscheidung ab. «Ruhig, ganz ruhig, ganz vorsichtig» sage ich wahrscheinlich mehr zu mir selbst als zu den Pferden. Die noch schwierigere Aufgabe hat Martina. Am Schluss unserer kleinen Karawane sieht sie, wie die Pferde auf den abschüssigen Tritten immer wieder ins Rutschen geraten und kann doch nicht helfen – und das fast 50 Meter beinahe senkrecht über dem Fluss.

Wir erreichen wieder den Fluss und sehen erneut Fussspuren. Nach sieben Flussüberquerungen enden die Spuren so plötzlich wie sie begonnen haben. Erneut mache ich mich an die Arbeit und schlage mit dem Pickel Tritte aus den Abhängen, während Martina mit den Pferden wartet. Endlose Stunden lang das gleiche Bild, einfache Wegabschnitte wechseln ab mit steilen, pfadlosen Abhängen – ein strenger, unvergesslicher Streckenteil.

Flussabenteuer Oma Chu

Endlich erreichen wir den Oma chu. Die Angst vor dem Fluss war wohl unbegründet, er sieht sehr zahm aus. Weil wir aber auf unserer Seite keinen Platz fürs Zelt finden, versuchen wir ihn trotz der nachmittäglichen

Zeit noch zu überqueren. Viel idealer ist es, Flüsse morgens zu queren, weil der grösste Teil des Wassers Schmelzwasser ist und der Wasserstand am Nachmittag häufig stark ansteigt. Trotzdem wage ich einen Versuch und mache zwei Schritte in den Fluss. Schon stehe ich bis zum Hals im Wasser, wo mich auch gleich die Strömung mitreisst. Zu meinem Glück habe ich noch Paldans Leine in der Hand. Paldan ist wasserscheu und steht bockstill am Ufer, sodass ich mich um den Fluten ziehen kann. Tropfnass wie ich bin, beschliessen wir, trotzdem auf dieser Seite zu lagern und es am nächsten Morgen nochmals zu versuchen.

Mehr als zwei Stunden laufen wir am nächsten Tag den Fluss hoch und runter, bis wir eine seichtere Stelle finden, wo die Durchquerung endlich gelingt. Jetzt noch wenige Wegstunden und wir werden im nächsten Dorf sein. Aber welche Enttäuschung – kein Weg! Fast senkrechte Felswände auf beiden Seiten. Gezwungenermassen gehen wir nun in die entgegengesetzte Richtung...

Nach einem langen Weg über die Berge stehen wir drei Tage später tatsächlich in dem Dorf. Die Bewohner staunen nicht schlecht, als wir erzählen, aus welcher Richtung wir kommen. Jetzt klären sie uns über das Geheimnis des Weges auf – es ist eine Winterroute. Die Einheimischen gehen auf dem Eis des Flusses. Deshalb haben wir auch immer wieder Fussspuren gesehen. Und da, wo wir uns über die Hänge «gepickelt» haben, geht der Weg im Winter auf dem gefrorenen Fluss weiter...

Erntezeit

Es ist Herbst geworden. In allen Dörfern ist die Ernte in vollem Gange. Es ist eine schöne Zeit.



Der Wind trennt Korn und Spreu.



Zum Dreschen braucht man die grössten Yaks.



Martina beim Gerste kaufen.

Von früh bis spät sind die Familien auf den Feldern am Arbeiten. Wenn wir auftauchen, ist das jedes Mal ein willkommener Grund für eine Buttermilch-Pause. Hier wird vor allem Gerste angebaut, welche bis auf Höhen von 4500 Metern wächst. Zur Ernte wird die Gerste ausgerissen oder mit einer Handsichel geschnitten und auf den Feldern zum Trocknen ausgelegt.

Zum Dreschen werden die grössten Yaks von den Bergen geholt und zu fünf nebeneinander gespannt. Immer im Kreis laufend dreschen sie die Körner aus den Ähren. Die ganzen Erntearbeiten werden vom gleichmässigen Gesang der Leute begleitet.

Die so gewonnene Gerste wird anschliessend geröstet und dann gemahlen. Das daraus entstandene Tsampa ist hier wie auch in Tibet das Grundnahrungsmittel. Es hat den grossen Vorteil, dass man es wegen des Röstens auch roh essen kann. Und ein nicht geringer Teil der Gerste wird natürlich zu Chang, dem ladakhischen Gerstenbier gebraut, das bei keinem Fest fehlt.

Im Schneesturm

Schon fast fünf Monate sind wir jetzt zu Fuss mit unseren Pferden unterwegs. Die Nächte sind mittlerweile empfindlich kalt und der Winter steht vor der Tür. Es ist nicht mehr weit zurück nach Leh. Doch ein Problem stellt sich noch, die Hängebrücke über den Zanskarfluss von Chilling ins Markha-Tal. Diese ist mit Pferden nicht zu überqueren. Lobsang, unser Freund in Spituk, hat uns aber im Frühling einen Weg durch die Berge erklärt. Und den wollen wir jetzt gehen, obwohl er auf unserer Karte nicht zu finden ist.

Zwei Tage später erreichen wir ein wunderschönes Hochplateau. Der Pass kann nicht mehr

weit sein. Das ist auch gut, denn unsere Provianttaschen sind fast leer. Wir geniessen einen herrlichen Abend auf 5000 Meter. Doch am nächsten Morgen werden wir um vier Uhr früh durch Pippis Wiehern geweckt. Wir sind sofort hellhörig, das macht sie nur, wenn Wölfe herumstreifen oder Schnee gefallen ist. Wir strecken unsere Köpfe aus dem Zelt – tatsächlich, alles ist weiss und ein kräftiger Wind bläst uns den Schnee ins Gesicht. Wir füttern den Pferden das letzte Heu, dabei frieren uns fast die Finger ab. Wir versuchen es mit Abwarten und Tee trinken, doch Stunden später ist der Schnee noch höher geworden und die Sicht gleich Null. Wir beschliessen, unsere sieben Sachen zusammenzupacken und den Pass suchen zu gehen.

Als wir losgehen können, kugeln mir vor Schmerz Tränen übers Gesicht. Meine Finger sind so kalt geworden, dass ich nicht einmal mehr Paldans Leine halten kann. Mit hängenden Köpfen wie ein Trauerzug stapfen wir vier ins weisse Nichts. Ich glaube, sämtliche Götter des Himalayas müssen uns beigestanden sein. Wie durch ein Wunder stehen wir nach einigen Stunden auf einem Pass. Der Pass ist deutlich zu erkennen an dem Steinhäufen und den Gebetsfahnen, die auf jedem Übergang in Ladakh im Wind flattern. Der Wind trägt die aufgedruckten Gebete zu den Göttern, die auf den Berggipfeln wohnen. Trotz der Kälte hängen auch wir unsere letzten Gebetsfahnen dazu.

Nach dem Pass müssen wir einem Weg rechts haltend folgen und sollten nach Rumbak kommen. Den Weg finden wir zwar. Aber nachdem unsere Pferde im Schnee nur rutschen und der Weg steilen Felswänden entlangläuft, können wir nicht weiter und kehren schweren Herzens wieder um.

Was tun? Nun machen wir etwas, was eigentlich nie gut geht in Ladakh. Ohne Weg laufen wir in eine Schlucht hinein, mit dem einzigen Ziel, aus dem Schnee zu kommen.

Aber siehe da, plötzlich entdecken wir Ziegenspuren und einen alten Pferdehufabdruck. Tatsächlich erreichen wir am späteren Nachmittag ein einzelstehendes Haus. Die Frau erklärt uns, wo wir sind. Wir realisieren, das war eine Abkürzung und Leh ist nur noch einige Stunden Fussmarsch entfernt.

Yak-Traum erfüllt sich

Da es schon bald zu dunkeln beginnt, lädt die Frau uns ein, bei ihr zu übernachten. So ein Angebot nehmen wir sonst immer mit Freuden an. Aber unser Trekking geht uns plötzlich zu schnell zu Ende. Morgen schon werden wir in Leh sein...

Doch diese letzte Nacht wollen wir aus nostalgischen Gründen noch einmal im Zelt und mit unseren Pferden unter «freiem Himmel» verbringen. Die Frau würde nicht verstehen, dass wir unser kleines, kaltes Zelt ihrer warmen Küche vorziehen. So entschliessen wir uns zu einer Notlüge: «Unser Freund Lobsang aus Spituk erwartet uns und wir probieren noch heute Nacht dorthin zu laufen.» Unser Camp wollen wir aber in Wahrheit ein bisschen weiter unten aufstellen. Freundlicherweise steckt die Frau uns noch einen Apfel zu, den ersten seit Monaten, und wir verabschieden uns.

Plötzlich kracht und knackt es in den Büschen um uns herum und einige Yaks überholen uns. Auch die Frau ist plötzlich wieder hinter uns und streckt uns eine Rute hin. «Diese Yaks gehören den Leuten von Spituk, nehmt sie doch gleich mit. Wegen des Schnees sind sie von der Weide runtergekommen, wo sie

den Sommer über ohne Hirt weiden, und streunen jetzt um meine Felder.»

Ehe wir auch nur antworten können, ist die Frau schon wieder weg. Wir sind ziemlich perplex, doch wir müssen handeln und so versuchen wir die Yaks einzuholen. Das Sprichwort «Lügen haben kurze Beine» können wir abändern auf «Notlügen haben 28 Beine». Sieben Yaks sind es nämlich, die vor uns laufen. Wir wissen, an eine Übernachtung mit den zusätzlichen Tieren ist nicht zu denken, oder aber wir verbringen die nächsten Tage mit Yaks suchen.

So machen wir uns wohl oder übel auf den Weg mit unserer plötzlich so grossen Karawane. Während des Laufens dämmert uns, dass unser Traum vom eigenen Yak irgendwie in Erfüllung gegangen ist – und das gleich siebenfach! Das Erkennend, sind wir jetzt begeistert und laufen wie in Euphorie!

Nächtliche Karawane

Doch mit dem letzten Tageslicht schwindet auch die Begeisterung. Unser Paldan, bis anhin die Schnecke in unserem Team, ist verglichen mit den Yaks ein richtiges Rennpferd. Unendlich langsam trotten diese. Und mit der Richtung sind sie sich auch nicht einig. Wenn zwei geradeaus laufen, biegen zwei nach links und eines nach rechts ab, das kleine kehrt um und das letzte läuft gar nicht mehr, sondern will jetzt fressen. Wir haben alle Hände voll zu tun, unsere Karawane zusammenzuhalten.

Und jetzt kommt es wie es kommen muss. Es wird dunkel, da hilft auch der Neumond

Das Yak ist dem rauhen und harten Klima auf 5000 Meter Höhe perfekt angepasst.



Eingeladen zu Buttertee. Man gewöhnt sich bald an den eigenwilligen Geschmack. Dschullee, der ladakhische Gruss (salopp; sonst mit zusammengelegten Händen).

nichts. Wir haben nur eine winzige Notfalltaschenlampe zur Hand und trauen uns nicht, das Gepäck abzuladen, um die grosse zu suchen. Die Yaks wären nicht zusammenzuhalten bei dem Unterbruch. Ich mache den Schluss mit der Taschenlampe, um die schwarzen Yaks in der finsternen Nacht mit dem schwachen Mini-Lichtlein alle paar Minuten zu zählen. Wie Martina den Weg findet ohne Licht, ist mir ein Rätsel. Weit nach Mitternacht kommen wir zu den ersten Häusern von Spituk, dem Dorf unseres Freundes Lobsang.

Nicht nur uns kommt es hier bekannt vor, auch die Yaks

scheinen sich auszukennen und ehe wir uns versehen, stehen wir alleine da mit unseren Pferden. Sieben Yaks eine ganze Nacht auf den Gerstenfeldern ist nicht nur eine kleine, sondern eine Riesenkatastrophe für die Dorfbewohner. Das wissen wir und machen uns auf die Suche. Nach einer halben Stunde Suchen in Wassergräben, auf Feldern, hinter Chörten und Hecken haben wir wenigstens sechs wieder beisammen.

Da taucht endlich Lobsang auf, er wurde von einem aus dem Schlaf geschreckten Dorfbewohner alarmiert. Er lacht und schliesst uns in die Arme.

Die Yaks sollen wir laufen lassen, heute sei die letzte Gerste geerntet und auf umzäunte Plätze zusammengetragen worden. Die Felder seien wieder freigegeben für die Tiere...

Abschied

In der Küche von Lobsang brennt noch eine Öllampe. Die Familie schläft bereits tief und fest, es ist ja mittlerweile schon drei Uhr morgens. Nur der Meme sitzt noch hinter dem Ofen und kocht eine Suppe für uns. Er strahlt uns an und klopfert uns immer wieder auf die Schulter. Während des Essens muss ich an Heinrich Har-

rer und sein Yak denken. Was er mit störrisch gemeint hat, kann ich jetzt nur allzu gut verstehen! Und der Traum vom eigenen Yak wird wohl ein Traum bleiben, oder vielleicht...

Für uns kommt jetzt noch der schwerste Teil: Wir müssen uns von Pippi und Paldan trennen. Zwei volle Sommerhalbjahre waren wir mit ihnen unterwegs. Bei Sonam wissen wir unsere Pferde aber in guten Händen. Ein letztes Mal strecken wir alle vier die Köpfe zusammen, wie so oft auf der Reise, und schauen uns zum Abschied noch einmal tief in die Augen.

